

sei. Zu mir sagt er gleich: »Du bist Schwedin. Oder Deutsche. Wie heißt du?« Von der Frage überrascht, antworte ich nur mit meinem Namen. »Dann bist du Deutsch. Schwedinnen haben hübschere Namen. Die heißen Greta oder Agatha.« Ähm ... Ja, danke, und er heißt wahrscheinlich Joop, Hendrik oder Bram. Später unter der Dusche frage ich mich, wie er so viel in so kurzer Zeit hatte erzählen können.

Das Pilgermenü ist okay. Nichts Besonderes, aber für 10 Euro ist es durchaus gut und mit drei Gängen vor allem reichlich. Zunächst darf man zwischen Pasta und Suppe wählen. Ich entscheide mich für Ersteres, was ich sicherlich nie wieder tun werde, solange ich die Wahl habe. Ich bin eben nicht in Italien. Die Pasta ist labberig und weich, fast schon zerkocht. Die undefinierbare Soße besteht aus einer Menge Öl, einigen Tomaten, so etwas wie faserigen Fleischresten und Kapern. Auch beim Hauptgang hat man die Wahl: Fisch oder Fleisch. Bei mir gibt es Forelle, dazu eine Handvoll Pommes. Der Fisch schmeckt fantastisch. Die Fleischesser bekommen je ein riesiges Schnitzel und ebenfalls Pommes. Dodge und Sylwia, mit denen ich an einem Tisch sitze, sind begeistert. Es ist das freundliche polnische Pärchen, das gestern Abend gleichzeitig mit mir in der Auberge du Pèlerin angekommen war und mich heute Morgen mit meinem ersten »Buen Camino« verabschiedet hatte. Als Vierter am Tisch sitzt ein nordkoreanischer ehemaliger Offizier. Er erzählt uns, dass er seinen Rückflug bereits gebucht habe. Ohne einen Nachweis über den Rückflug hätte Diktator Kim Jong-un den pensionierten Offizier nicht aus dem Land gelassen. Am 17. Oktober geht es von Madrid aus zurück nach Sunan, dem Flughafen der nordkoreanischen Hauptstadt Pjöngjang. Dodge fragt etwas genauer nach, und es stellt sich heraus, dass unser nordkoreanischer Freund die Vorgehensweise seines Landes durchaus gerechtfertigt findet. Irgendwie müsse man ja die eigene Existenz sichern, und wenn man dies nicht tue, erginge es Nordkorea bald wie einst der DDR. Man dürfe nicht zulassen, dass ein Land einfach ausgelöscht werde, nur weil es an Patriotismus fehle. Nordkorea dürfe so etwas nicht passieren, da sei sich das Volk einig. Wir anderen drei blicken uns etwas verdutzt an, bevor wir uns unserem Nachtsch, einem unangenehm süßen Bananenjoghurt, widmen, um danach gemeinsam auf den Jakobsweg und das gute Essen am Ende eines anstrengenden Tages anzustoßen.

Inzwischen ist es 20:35 Uhr, und ich liege im Bett. Zu Hause bin ich selten vor Mitternacht im Bett und falls doch, lese ich noch mindestens so lange, bis mir entweder die Augen zufallen oder das Buch auf meiner Nase landet. Heute bin ich einfach erledigt und muss mich zusammenreißen, um noch ein paar sinnvolle Sätze in mein Tagebuch zu schreiben. Und auch auf die Gefahr hin, als Jammerlappen zu gelten: Ich habe jeglichen körperlichen Schmerz, den ein Mensch haben kann, heute mindestens einmal durchlebt. Schultern, Nacken und Rücken tun von der Last des Rucksacks weh. Die Knie schmerzen vom Bergabgehen, selbst wenn ich sie ganz ruhig halte und jede unnötige Bewegung vermeide. Ich muss sie in jedem Fall ein klein wenig anwinkeln, um sie irgendwie zu entspannen. Die Schienbeinschmerzen aber sind am schlimmsten. Es fühlt sich an, als hätte ich überall blaue Flecke. Die Muskeln im Po ziehen, und die Oberschenkel brennen bei jedem Schritt wie Feuer. Es melden sich Muskeln, von denen ich bisher nicht einmal geahnt hatte, dass sie überhaupt existieren. Zwischenzeitlich

hatte ich ein Stechen in der Brust, fiese Seitenstiche und merkwürdigerweise sogar Zahnschmerzen. Die Füße tun natürlich auch weh, gar keine Frage, aber sie schmerzen lange nicht so sehr wie die Beine. Das soll es nun aber gewesen sein mit dem Gejammer. Wenn ich den Tag Revue passieren lasse, fallen mir zwei Punkte besonders auf: Ich habe weniger Zeit benötigt, als ich für die Strecke eingeplant hatte, habe aber dennoch viel mehr Eindrücke allein an meinem ersten Tag auf dem Camino gewonnen, als ich je gedacht hätte.

Zubiri (11. September)

Um 6:00 Uhr morgens unliebsam geweckt zu werden, indem das Licht angemacht wird und eine keifende Stimme »¡Buenos días!« krakeelt, ist nur bedingt angenehm. Die spinnen doch in ihrer Herberge! So »bueno« wird der Tag jetzt ganz sicher nicht mehr. Schlafsäcke werden raschelnd zusammengerollt, Handtücher ausgeschüttelt, Reißverschlüsse auf- und wieder zugezogen. Hier und da fallen Teleskopstöcke oder Trinkflaschen zu Boden, Schuhe sowie Schmutzwäsche werden knisternd in Plastiktüten verpackt, Kamera- und Handyladegeräte aus den Steckdosen gezogen. Das alles passiert möglichst leise, und dennoch ist es für all jene, die noch schlafen wollen, eine Geräuschkulisse wie auf einer Großbaustelle in Berlin-Mitte. Begleitet wird das von einem monotonen Hintergrundrauschen: dem Flüstern der Pilger, die sich voneinander verabschieden oder sich gegenseitig ein »Buen Camino« wünschen. Ich krieche weiter in meinen Schlafsack hinein, ziehe das Kopfteil tief ins Gesicht und versuche händeringend, noch einmal einzuschlafen, aber es will mir nicht gelingen. Nachdem ich noch zwanzig Minuten lang mit offenen Augen in meinem Hochbett liege und dem Schlafsaaltrubel lausche, stehe auch ich resigniert auf und füge mich meinem Schicksal.

Mit dem allgemeinen Gewusel laufe ich um 7:00 Uhr ganz gemächlich los, denn es ist draußen noch stockfinster. Da ich den Weg so oder so nicht einmal erahnen kann, laufe ich einfach vorsichtig der Masse an Pilgern hinterher, die gleichzeitig mit mir aufgebrochen ist. So kann ich mich wenigstens schon mal nicht alleine verlaufen. Chris aus Alaska ist zusammen mit seiner Mom Laura und Kevin aus Wales ein paar Minuten vor mir gegangen. Die niederländische Nervensäge habe ich heute Morgen gar nicht mehr gesehen. Gestern hat er uns erzählt, er müsse sehr früh aufstehen, da er bis nach Larrasoña laufen wolle, was noch ein paar Kilometer hinter meinem heutigen Ziel liegt: Zubiri.

Auf der kleinen Terrasse einer süßen Bar in Burguete, neben der örtlichen Kirche, entdecke ich Kevin, Chris und Laura. Der Tisch vor ihnen ist mit einem reichhaltigen Frühstück gedeckt. Ich winke ihnen, und sie geben mir zu verstehen, dass ich mich an den vierten noch freien Platz setzen solle. Der Einladung komme ich gerne nach, allein schon, um noch einmal Kevins tollen Akzent zu hören, aber auch, um in guter Gesellschaft endlich meinen knurrenden Magen zu füllen.

Heute soll der Weg nicht so beschwerlich werden. Einzig und allein der Abstieg nach Zubiri sei etwas anspruchsvoller, koste einiges an Kraft und Energie, so erzählen mir die anderen. Ich bin gespannt auf das, was mich erwartet. Die Zeit ist inzwischen weit vorangeschritten, die Sonne strahlt mir mitten ins Gesicht, sodass ich die Augen zusammenkneifen muss, um meine Gegenüber zu erkennen. Alles um mich herum leuchtet in diesem morgendlichen hellen Goldton. Es ist Zeit aufzubrechen. Mit einem herzlichen »Buen Camino!« verabschiede ich mich von meinen Mitpilgern und mache mich auf den Weg. Allein. Nur ich, mein Wanderstab, der Hut und mein limonengrüner Rucksack. Unter einem Baum auf dem Kirchvorplatz sitzt die niederländische

Nervensäge. Er sieht oder erkennt mich nicht, aber ich denke belustigt bei mir: »Der ist aber weit gekommen, dafür dass er so früh aufgebrochen ist.«

Der Weg ist wunderschön und auch gar nicht schwierig zu gehen. Er führt mich über Kuhweiden, durch gelbe Kornfelder und saftige, dunkelgrüne Wiesen, mitten zwischen Schafen und Pferden hindurch. Es geht vorbei an vielen kleinen Flussläufen, durch Waldstücke, an deren Rändern Beerensträucher die Wege zieren, welche die größten Brombeeren tragen, die ich je gesehen habe. Sie sind riesig, tiefschwarz mit einem leichten rötlichen Schimmer, wenn ich sie in die Sonne halte, und sie sind unfassbar saftig. Meine rechte Hand ist ganz klebrig von dem süßen Brombeersaft, der immer wieder darüberläuft und den ich versuche mit der Zunge abzulecken. Die Steigungen sind nicht besonders anspruchsvoll, das Wetter den ganzen Vormittag und Mittag über angenehm warm, aber nicht heiß. Immer wieder komme ich auch durch kleine baskische Dörfer.

Nach dem letzten Dorf, Lizoàin, und somit zwei Dritteln meiner heutigen Etappe muss ich ein letztes Mal einen Anstieg bewältigen. Allerdings bin ich einen solchen Anstieg wahrlich noch nie gelaufen, oder besser: dicht über den Boden gebeugt gekrochen. Anfangs hatte ich noch versucht, diesen Berg in Richtung Erro-Pass halbwegs aufrecht hinaufzukommen, dabei hatte ich aber das Gefühl, rückwärts wieder hinunterzufallen, weil er so steil war. Natürlich denken sich nun alle erfahrenen Wanderer, das sei vollkommener Blödsinn, aber ich musste wirklich mit der Nase fast den Weg streifen, damit mich mein limonengrüner schwerer Freund auf dem Rücken nicht nach hinten zog und umriss. Auf dem Alto de Erro angekommen, einem grün bewachsenen Plateau, mache ich eine Pause, fülle meine Wasserflasche auf und lasse mich an einem Kilometerstein im Schatten niedersinken. Viele Pilger sitzen hier. Manche von ihnen wirken kraftlos, der Schweiß rinnt ihnen über die Stirn und die roten Gesichter. Einige Pilger haben ihre Wanderschuhe ausgezogen und die heißen, brennenden Füße aus den dicken Socken befreit. Andere hingegen sind quicklebendig, hüpfen auf der Wiese umher, ohne dass man ihnen auch nur die geringste Erschöpfung ansehen würde. Mich aber sieht man wahrscheinlich schon von Weitem. Mit meinem hochrot leuchtenden Kopf könnte man mich fälschlicherweise mit einer Ampel verwechseln. Hätte ich aber zu dem Zeitpunkt gewusst, was noch kommen sollte, hätte ich mich definitiv nicht schon jetzt im Selbstmitleid gesuht.

Nach meiner kleinen Pause ist der Abstieg nach Zubiri die reinste Farce. Im Reiseführer steht hierzu: »Nach dem Haus, was einst Herberge war, wird der bisher angenehme Abstieg anstrengend.« Wovon bitte spricht der Autor? Ich bin verzweifelt, komme mir komplett verhöhnt vor von diesem Büchlein in meiner Hand. Am liebsten würde ich es weit in den Wald hineinpeffern. Angenehm? Was zur Hölle ist hier *angenehm*? Ich kann nicht mehr laufen, und wo zur Hölle – ja Hölle, schon wieder Hölle – ist dieses verdammte Haus, das zum Kuhstall umfunktioniert wurde und früher Herberge gewesen sein soll? Wie soll dieser Weg noch anstrengender werden? Ich bin drauf und dran, den Reiseführer anzuschreien und die Seiten herauszureißen, projiziere meinen Schmerz und die damit verbundene Wut auf eben diesen Gegenstand, weil ich nicht weiß, wen ich sonst dafür verantwortlich machen sollte. Ich bin stinksauer, habe

aber weit und breit kein Ventil für meinen Ärger. Dabei muss diese negative Energie dringend aus mir heraus. Aber wie? Ich kann nicht einmal mehr losheulen, so viel Anstrengung kostet mich das Gehen. Irgendwann setze ich mich einfach auf einen alten umgefallenen Baumstamm am Wegrand im Gras. Ich laufe nicht weiter. Selbst wenn ich wollte, ich könnte gar nicht. Meine Füße wollen nicht mehr, und mein linkes Fußgelenk schmerzt stärker denn je. Ich bleibe einfach sitzen, mindestens bis morgen früh, vielleicht aber auch länger. Vielleicht so lange, bis ich zu Stein werde, zu einer der Pilgerstatuen, mit denen sich die Menschen immer fotografieren, wobei die Inschrift unter meinem wohl eher »Antipilger« lauten sollte. Da das aber nicht passieren wird, werde ich wohl für alle Ewigkeit hier sitzen bleiben.

Inzwischen schießen mir vor lauter Verzweiflung doch die Tränen in die Augen. Ich weiß nicht mehr weiter. Hier sitzen bleiben kann ich nicht. Ich bin weder ausgerüstet für eine Nacht im Freien, noch könnte ich mir eine solche Niederlage jemals eingestehen oder gar verzeihen.

Zwei ältere deutsche Pilger kommen des Weges und unterhalten sich, so wie es der Deutsche normalerweise gern bei einem großen Bier tut: lautstark, sodass man sie bereits von Weitem hört – über ihr bisheriges Leben, wo, wie lang und vor allem wie hart sie geschuftet haben und dass man von der Minirente heute gar nicht mehr leben könne, weil der Staat das Geld nur in »die Ausländer« pumpe. Die beiden pausieren an meinem Baumstamm, beäugen mich kurz, um herauszufinden, ob vielleicht die Möglichkeit bestehen könnte, ich sei auch Deutsche und unterhalten sich demonstrativ deutlich sprechend in meine Richtung weiter. Ich widme mich, möglichst desinteressiert dreinblickend, meiner fast leeren Wasserflasche. Den Reiseführer lasse ich unauffällig in meiner Bauchtasche verschwinden. Dann lächle ich einem der beiden Männer kurz zu, lege den Kopf auf die Knie und schließe die Augen, so als würde ich nicht verstehen, wovon sie sprechen. Bloß keine Aufmerksamkeit erregen, denke ich mir. Auf dass die mich bloß nicht anquatschen. Ich will mich auf meiner Flucht aus dem eigenen Land weder mit diesen beiden herumrörgelnden Deutschen unterhalten noch mit überhaupt irgendwem.

So lange die beiden neben mir stehen und vor sich hin meckern, hebe ich den Kopf nicht mehr von den Knien und schalte auf Durchzug. Aber wenn man jedes Wort versteht, ist es gar nicht so einfach, so zu tun, als würde man dem Gespräch nicht folgen können. Die beiden schimpfen derweil weiter über die schwachsinnige Idee einer Europäischen Union, für die jetzt ihre hart erarbeiteten Rentengelder draufgingen, und über die Spanier, die selbst schuld an der Pleite ihres Landes seien, wenn sie jeden Tag Siesta machten. Als Spanier könne man nicht erwarten, dass sie als Urlauber auch noch freundlich zu ihnen seien, und genau das wolle einer der beiden denen jetzt auf die harte Tour beibringen, schließlich würden sie es anders eh nicht verstehen. Zwei wirklich sympathische Großväter, denke ich mir. Gerade als ich meinen Entschluss weiterzugehen gefasst habe – lieber habe ich Schmerzen in den Beinen, als mir das Gerede noch eine Minute länger anzuhören –, packen die beiden ihre Wasserflaschen weg, nehmen ihre Teleskopstöcke in die Hände und laufen los. Ich lasse sie stillschweigend ziehen, gehe aber nach einigen Minuten und in sicherem Abstand